



Der Doktorvater

Alfred Spormann, 45, Professor für Mikrobiologie, Stanford, Kalifornien, in seinem Labor im „Bio-X Clark Center“

Das Angebot für eine Habilitationsstelle schlug Alfred Spormann aus: „Ich wollte mein eigener Herr sein“, sagt der Mikrobiologe, der an der Universität von Stanford so genannte Biofilme erforscht – Bakterien, die auf Oberflächen wachsen und für fast zwei Drittel aller Infektionen in Krankenhäusern verantwortlich sind. „Man kennt die Organismen, aber man weiß nicht, wo sie herkommen“, erklärt Spormann. Wo er hinwollte, wusste der Wahlkalifornier sehr genau: In die USA zog es ihn wegen der Aussicht, nach der Promotion sofort eine Professur zu bekommen. „Damit lohnt es, sich voll reinzuknien“, sagt er und verfällt – nach 15 Jahren kann das schon mal passieren – für einen Moment ins Englische: „You work your guts off“, man ackert wie ein Irler, „aber dafür ist es dann auch deins.“ Lohn der Mühe ist ein eigenes Labor im brandneuen „Bio-X Clark Center“: „Spormann Lab“ steht auf dem Türschild, und zum Team des 45-Jährigen gehören regelmäßig deutsche Nachwuchsforscher, derzeit zwei Doktoranden und zwei Postdoktoranden.

„Von der Atmosphäre, von den Möglichkeiten ist das Arbeiten hier gar nicht mit Deutschland zu vergleichen“, sagt Kai Thormann, einer der beiden Postdocs. „Es ist einfach enorm viel da, an Geräten und an Know-how.“ Für den 32-Jährigen stellt sich demnächst die Frage: Dableiben oder zurückgehen? Seine Frau, eine Physiotherapeutin, darf in den USA nicht arbeiten, deshalb steht die Entscheidung eigentlich schon fest. „Wenn sich in Deutschland eine gute Stelle auftut, gehen wir zurück“, sagt Thormann. „Aber nicht mit Gewalt. Dies hier ist ein Traum – mit allem, was dazugehört.“

werden, 14 Minuten vor Abgabeschluss. Es geht um sieben Millionen Dollar, das würde reichen, Thruns Arbeit vier Jahre lang zu finanzieren. Er hat zum Beispiel einen Modellhubschrauber konstruiert, der automatisch das Gelände erfasst und kartografiert, das er überfliegt. So etwas sollte die Darpa eigentlich interessieren.

Wenn nicht, hat Thrun ein Problem – allerdings kein existenzielles, denn er ist Professor auf Lebenszeit. Das war Teil des Deals, mit dem Stanford ihn von der Carnegie Mellon University in Pittsburgh abwarb. Nun soll er Stanford in der künstlichen Intelligenz größeres Renommee verschaffen. Da ist die Edel-Uni bisher eher schwach, und das darf nicht sein, denn Stanford lebt von seinem Ruf. „Wir arbeiten quasi als Firma, nicht als Bildungsinstitution“, sagt Thrun. „Die Studenten kaufen für viel Geld ein Produkt – Erziehung –, darum haben sie auch das Recht, das Produkt einzufordern.“

Es wäre bequemer, in Deutschland Professor zu sein, ohne den Druck, Resultate zu liefern, Fördergeld zu beschaffen und Studenten zu bedienen – aber dafür müsste Thrun viel mehr Arbeit investieren, um talentierte Mitarbeiter zu finden. „Hier wollen die Besten der Welt hinkommen, und sie zahlen noch dafür“, sagt er. „Das System der Elite-Uni hilft einem da enorm.“

Nichts könnte Thrun derzeit zurücklocken, aber viele andere überlegen durch-

aus. Mehrere Initiativen versuchen, Rückkehrwilligen attraktive Angebote zu vermitteln. Eine ist „GAIN“, das „German Academics International Network“ von DAAD, Humboldt-Stiftung und der Deutschen Forschungsgemeinschaft, eine andere die „German Scholars Organization“ (GSO). Zusammen mit deutschen Firmen will die GSO ein Netzwerk unter deutschen Forschern in den USA aufbauen und im Internet eine Job-Börse einrichten. „Wir müssen uns bewusst machen, dass es ein weltweiter Konkurrenzkampf um Spitzenkräfte ist“, fordert Eicke Weber, Professor in Berkeley und einer der Gründer der GSO. Da schlafe Deutschland bisher: „Es ist die crème de la crème, die hierher kommt, und wir lassen sie allein!“

VIELE UNTERNEHMEN haben das Problem inzwischen erkannt: Auf Job-Messen wie der „European Career Fair“ in Boston versuchen die Personalabteilungen von Lufthansa, Deutsche Bank, Roche, Bosch, Infineon, Siemens, Shell und Continental Absolventen der Elite-Universitäten Harvard und MIT abzuwerben. Schon früh am Morgen füllt sich die Halle auf dem Campus des Massachusetts Institute of Technology, Hunderte deutsche Chemiker und Mediziner, Politologen und Ingenieure aus Harvard und Yale, aus Princeton und Dartmouth führen kurze Gespräche an den Firmenständen, hören sich die An- ➔



FOTO: JAY REED

Die Umworbene

Maria Grunwald, 35, Biochemikerin in Harvard, hier auf der Job-Messe „European Career Fair“ in Boston. Am Anfang hat sich Maria Grunwald noch gewundert. Da wurde ihr bei Bewerbungsgesprächen an amerikanischen Forschungsinstituten der rote Teppich ausgerollt. Zwei Tage lang kümmern sich Kollegen um die Bewerber und buhlen um die besten Kandidaten. In Deutschland, so sagt sie, „ist das völlig undenkbar. Da ist man immer in der Bittstellung. Da ist man einer von zehn Bewerbern, die an einem Tag abgefordert werden. Das ist kontraproduktiv und wird der Sache nicht gerecht.“

Die Kielerin kam vor neun Jahren in die USA und will im Moment nicht mehr zurück. Sie schrieb ihre Doktorarbeit in Baltimore, machte ihren ersten Postdoc in Berkeley und ist nun Wissenschaftlerin auf dem Gebiet der Alzheimer-Forschung an der Harvard Medical School. „Hier ist alles so viel effizienter“, sagt sie. „Hier ist die Haltung: ‚Let's get things done‘. Ich kenne viele, die ihre Rückkehr nach Deutschland sehr bereut haben. Es gibt einfach nicht genug Geld für die neuesten Geräte und wenig Aussichten auf Professorenstellen. Und die Pläne der Regierung jetzt greifen viel zu kurz.“

Wenn Maria Grunwald vom Wissenschaftsstandort Deutschland spricht, tut sie dies mit Besorgnis über ein unflexibles Land, das Probleme mit der Zukunft haben wird. „In den USA ist man offener für Karrierewechsel und flache Hierarchien. Selbst das Alter spielt keine große Rolle. Deutsche Unternehmen und Professoren sehen das anders und viele Entscheidungen sind noch an die Altersstruktur gebunden.“ Sie spielt nun mit dem Gedanken, die Universität zu verlassen und eine Karriere in der Industrie zu beginnen. „In den USA gibt es weitaus mehr Entwicklungsmöglichkeiten. Meine berufliche Zukunft sehe ich hier.“ Angst um den Arbeitsplatz hat sie nicht. Die Frage ist eher: Wer gewinnt das Rennen um sie?



Die Karrieremutter

Gabrielle Heilek-Snyder, 37, Palo Alto, Kalifornien, in ihrem Labor beim Pharmakonzern Roche Biotechnologie interessierte Gabrielle Heilek-Snyder schon immer, so blieb sie nach ihrer Promotion an der Universität von Santa Cruz gleich in Kalifornien. „Deutschland war 1995 noch nicht so weit“, sagt sie. „In Nordkalifornien mit etwa 400 Biotech-Firmen gibt's fast alles, was man will.“ Bei Roche testet sie neue Medikamente auf ihre Wirksamkeit gegen Viren. Zudem haben es berufstätige Mütter in Amerika leichter, findet Heilek-Snyder, deren Mann Tim bei der Nasa beschäftigt ist: „Obwohl wir hier mehr arbeiten, ist das Leben weniger stressig.“ Einkaufen nach Büroschluss – kein Problem. Roche hilft bei der Kinderbetreuung für Sohn Colin. Was der gebürtigen Oberbayerin fehlt, ist ein richtiger Winter: „Da müssen wir immer in den Schnee.“

gebote an, doch nur wenige verabreden sich zum Job-Interview am nächsten Tag.

Will Deutschland eine Chance haben, seine schlaun Köpfe aus den USA zurück-zuholen, braucht es nicht nur attraktive Job-Angebote; vor allem müssen die heiligen Kühe des Wissenschaftsbetriebs geschlachtet werden – zum Beispiel die zeitraubende Prozedur der Habilitation. „Das System gehört abgeschafft“, fordert der junge Physiker und IBM-Forscher Andreas Heinrich. „Falls irgendeine Uni mich will, muss sie mich ohne Habilitation nehmen.“ Das Einzige, was ihn aus seinem Traumlabor im Silicon Valley herauslocken könnte, wäre eine Position an einem Max-Planck-Institut. „Max Planck, das wäre was“, sagt Heinrich und hält kurz inne, so wie ein Gourmet, der eine besondere Köstlichkeit genießt. „Die beste Stelle für Physik auf der Welt, das ist Max-Planck-Direktor. Der hat relativ viel Geld und viele Mitarbeiter, auch langfristige, das ist ein großer Vorteil in Deutschland. Wenn die mich ansprechen würden, dann müsste IBM sich schon ganz schön anstrengen“, sagt der Physiker.

Sein Boss, der Amerikaner Don Eigler, nickt. Eine Max-Planck-Stelle würde ihm selbst gut gefallen. Aber was seinen Schützling angeht – da soll bitte keiner auf dumme Gedanken kommen: „Andreas kriegt ihr nicht zurück!“, ruft er halb im Scherz. „Die guten Leute behalten wir hier!“

MITARBEIT: DORIS SCHNEYINK

AM KIOSK

Die besten Unis

Studiert in Deutschland – abgeworben vom Ausland: Viele Hochschulen hierzulande müssen sich vor der Konkurrenz in den USA nicht verstecken. An zahlreichen deutschen Universitäten sind Lehre und Forschung Weltspitze. Welche das sind und wo sich ein Studium ganz besonders lohnt, zeigt das große Hochschulranking von *stem* und CHE (Centrum für Hochschulentwicklung).

Die Ergebnisse für 25 Fächer – von Anglistik über Jura, Wirtschaftswissenschaften bis Zahnmedizin – werden im neuen *stem spezial* CAMPUS & KARRIERE ausführlich beschrieben. CAMPUS & KARRIERE gibt es für 3,50 Euro am Kiosk.

